

Rezension zu:

Elke Hartmann, *Ordnung in Unordnung. Kommunikation, Konsum und Konkurrenz in der stadtrömischen Gesellschaft der frühen Kaiserzeit* (Stuttgart 2016).

Jack W.G. Schropp

Mit „Ordnung in Unordnung“ hat Elke Hartmann, Professorin für Alte Geschichte an der TU Darmstadt, ein Buch vorgelegt, das sieben Einzelstudien zur stadtrömischen Gesellschaft der frühen Kaiserzeit unter dem Dach einer sozialgeschichtlichen Analyse vereint. In diesen Einzelstudien werden beispielsweise Orte sozialer Interaktion wie das Theater und das öffentliche Bad behandelt, Praktiken wie das Küssen oder das Denunzieren ihrer sozialen Funktion nach befragt oder spezifische soziale Gruppen wie die Klienten und Freigelassenen näher untersucht. Der Aufbau folgt dabei einem gleichbleibenden Schema: Zunächst wird in knappen Zügen der Forschungsstand vorgestellt, worauf eine thematische Besprechung anhand ausgewählter literarischer Beispiele und ein Fazit folgen. Dies führt zwangsläufig zu inhaltlichen Redundanzen, die den hohen Konsultationscharakter der einzelnen Studien aber nicht schmälern, sondern vielmehr dazu beitragen, am Ende die verschiedenen Argumentationsstränge zusammenlaufen zu lassen. Bevor auf diese größeren inhaltlichen Linien des Buches eingegangen wird, soll kurz die äußerst lesenswerte Einleitung vorgestellt werden, die ein Modellfall umsichtiger methodisch-theoretischer Überlegungen ist.

Die pyramidenförmige Hierarchie der römischen Gesellschaft sei im ersten und im zweiten Jahrhundert n.Chr. nicht statisch, sondern einer Systemdynamik unterworfen gewesen, die sich zwischen Ordnungserhalt und Statusmobilität bewegt habe. Dabei geht es Hartmann „um das Spannungsverhältnis zwischen individuellen/kollektiven Handlungs- bzw. Orientierungsmustern und sozialen Strukturmustern“ (14). Bei einem solchen Unterfangen gelte es neben den vermeintlich seriösen Prosaautoren die kaiserzeitliche Dichtung zu berücksichtigen, da diese ebenso zahlreiche Zeugnisse vom Alltagsleben in Rom überliefert. Hierbei gelingt es Hartmann, die seit dem *linguistic turn* vorherrschenden Bedenken über die subjektive Aussagekraft der antiken Autoren zu zerstreuen (17) und die heutzutage meist den klassischen Philologen überlassenen Epigramm- und Satiredichter Martial und Juvenal für eine kultur- und strukturgeschichtliche Auswertung zurückzugewinnen (18–24). Die scharfsinnigen Stellenerörterungen gerade dieser Autoren sind eine der großen Stärken des Buches. Ein weiterer wichtiger Punkt, auf den Hartmann aufmerksam macht, ist die gesellschaftsprägende Rolle des Kaisers, der durch die Besetzung republikanischer Prestigefelder eine Vorbildfunktion einnehmen, zugleich aber Impulse zur Umorientierung im Ruhmerwerb setzen sollte (12f., 26f., 32f.). Entscheidend für die Ausbildung solcher Machtverhältnisse und Strukturverschiebungen seien deren Verfestigung bzw. Infragestellung durch Formen der Kommunikation, Konsumption und Konkurrenz gewesen (vgl. 31f.). Hartmanns methodisches Prinzip gründet sich somit in einer sozial kontextualisierenden Quellenauswertung einzelner Akte der Selbstinszenierung, die sowohl in einem reziproken als auch performativen Verhältnis zu den übergeordneten Verhaltensnormen der stadtrömischen Gesellschaft standen.

Im zweiten Kapitel wird das Theater als „Stimmungsbarometer“ und im dritten Kapitel die Kussgeste als „Beziehungsbarometer“ analysiert (vgl. 39, 87f.). In der Aus-

einandersetzung mit dem Theater konzentriert sich Hartmann zunächst auf die republikanische Tradition des Theaterbesuches und die gesetzliche Regelung der Sitzordnung durch die *lex Roscia* 67 v. Chr., sodann auf ihre Reaktivierung durch die augusteische *lex Iulia theatralis* und auf die kaiserlichen Vorschriften zur Kleiderordnung im Theater (35–55). Die Platzeinnahme und die Garderobenwahl seien zwar geregelt gewesen, konnten aber von statusniederen Personen zur eigenen Erhöhung des Ansehens genutzt werden, indem diese sich auf Plätze setzten oder Bekleidungen wählten, die ihnen von Status wegen nicht zustanden. Ein Regulativ solcher Statusanmaßungen seien das anwesende Publikum und die Theateraufseher gewesen. Anhand von sechs Martial-Epigrammen wird dann gezeigt, dass auch Sozialneid und Fremdenhass die Stimmung im Theater weiter aufheizen konnten (55–66). Die dortige Selbstinszenierung wurde somit zu einer Gratwanderung zwischen Akzeptanz und Ablehnung. Ähnlich verhielt es sich mit dem Kuss in der stadtrömischen Gesellschaft, der ein Gradmesser für das Nah- und Rangverhältnis zwischen Kaiser, Senatoren und anderen Personen war: So sei der Wangenkuss des Kaisers ein egalitärer Gestus, seine Aufforderung zum Handkuss und Fußkuss hingegen ein Mittel der personellen Degradierung gewesen (78–81). Sogenannte *basiatores* wiederum hätten den Kuss mit Ranghöheren als Zeichen ihrer symbolischen Statuserhöhung genutzt. Beides, so Hartmann, habe die Konkurrenz innerhalb der bzw. unter den jeweiligen Standesgruppen weiter befördert (88).

Vieles, was Hartmann in ihren Einzelstudien vorstellt und bespricht, beruht zu großen Teilen auf der von Ludwig Friedländer ab 1862 veröffentlichten Sittengeschichte Roms. Unter einem solchen Einfluss stehen auch das vierte und fünfte Kapitel, in denen die Zusammensetzung der kaiserzeitlichen Gruppe der Klienten sowie das Verhalten von „Erbfängern“ und Erblässern untersucht wird (89–145). Das Klientelwesen erfuhr in der Kaiserzeit einen Wandel: Für Friedländer war es der zahlenmäßig starke Anstieg der Klientelgruppe, der die persönliche Verbindung zwischen Klient und Patron allmählich brüchig werden ließ und zu einer Zunahme der Konkurrenz geführt habe, welche Lohn und gesellschaftliche Stellung der Klienten verschlechtern sollte (1862, 207f.). Hartmann erkennt in der Konkurrenzsteigerung ebenfalls eine Situationsverschlechterung der kaiserzeitlichen Klientelgruppe. Allerdings führt sie dies auf die Klientelisierung der Elite zurück, wodurch es zu einer Verdrängung der armen Klienten im Patronatssystem gekommen sei (98–100, 120f.). Im kaiserzeitlichen Machtkampf habe nicht mehr die Masse der Gefolgschaft, sondern die Qualität der Unterstützer die entscheidende Rolle gespielt (119). Im Ganzen bietet Hartmann für die Veränderung des Klientelwesens eine überzeugende Erklärung.

Zu den Klienten gehörte auch die Gruppe der Erbschleicher, an denen sich laut Friedländer die Kehrseite des wohlregulierten römischen Höflichkeitswesens zeigen lasse (1862, 235). Im Zentrum von Hartmanns Untersuchung steht weniger der Erbschleicher als die kinderlose und reiche Erblässerin. Diese habe durch häufige Testamentsänderungen die „Erbfänger“ dazu gebracht, mit persönlichen Aufwartungen, Geschenken oder sexuellen Wohltaten um ihre Gunst zu buhlen. Dabei sei die Kinderlosigkeit keine Folge der Unfruchtbarkeit, sondern in erster Linie eine gezielte Wahl zur Stärkung sozialer Nahbeziehungen und zum Erhalt von Freundschaften mit Standesgenossen gewesen (133). Nun stamme nach Hartmann der Großteil der „Erbfänger“ aber aus der Provinz (138–140, vgl. noch 158), deren Erfolge für ein Eindringen in das soziale Netzwerk Roms und für eine gesellschaftliche Integration stünden (144). Das Ausspielen von Konkurrenten, die Berücksichtigung im Testament als egalitärer Freundschaftsdienst und der hohe Anteil der Provinzialen sind alles Faktoren, die für sich alleine klare Antworten auf gewisse Bereiche der Erbschleicherei geben. In ihrer Gesamt-

schau fällt es jedoch schwer, die Schlussfolgerungen Hartmanns aufeinander zu beziehen: Wie soll man den Freundschaftsdienst mit der Konkurrenz verbinden, wie die Begünstigung der Provinzialen vor den Standesgenossen erklären? Auf diese Fragen bleibt Hartmann eine Antwort schuldig.

Von diesen offenen Fragen gelangen wir zum nächsten Kapitel, der wohl gelungensten Einzelstudie in diesem Buch: Sie widmet sich dem Konsumverhalten reicher Freigelassener (146–183). Diese *liberti* hätten ihren Reichtum dazu benutzt, um durch eine demonstrative Form des Konsumierens ihren sozialen Rang in der römischen Stadtbevölkerung zu erhöhen. Der Anschluss an die etablierte soziale Elite sei ihnen aber nicht gelungen, da sie mit dem Makel der unfreien Abstammung behaftet waren und ihnen ferner vorgeworfen wurde, über eine mangelnde Bildung zu verfügen, gegen die Etikette zu verstoßen oder kein Maß im Konsum zu kennen (155, 157). Diese Stigmatisierung gehe vor allem auf die negative und elitäre Überlieferungstradition zu den reichen Freigelassenen zurück. Vieles scheint darauf hinzudeuten, dass die *liberti* zumindest in der öffentlichen Meinung der breiten Masse hohes Ansehen genossen haben (182). Dazu führt Hartmann drei Analysekategorien ein, die die Ausmaße und Absichten des Konsums der Freigelassenen abbilden sollen: 1. die *ornamentale* Dimension (beobachtbar z.B. am Kleideraufwand oder an Grabanlagen); 2. die *euergetische* Dimension (so in der Funktion des Spielveranstalters, Gartenanlegers oder des Stifters von Bädern); 3. die *sozial-investive* Dimension (etwa die Patronagefähigkeit). In einem weiteren Schritt zeigt Hartmann, dass es keine Selbstverständlichkeit war, sich auf diesen klassischen Feldern des aristokratischen Konkurrenzkampfes zu bewähren – auch nicht für Senatoren und Ritter. An ausgewählten Beispielen wird veranschaulicht, welche Schwierigkeiten sich ergaben, wenn der Konsumaufwand nicht mehr leistbar war und wie solche in Bedrängnis geratenen Personen versuchten, den Anschein von Reichtum zu wahren. Die Kernthese des Buches, dass die Aushandlungsprozesse in der sozialen Hierarchie Roms von Selbstdarstellungen im kompetitiven und kommunikativen Gefüge geprägt und bestimmt waren, gewinnt an diesen Fallbeispielen schärfere Konturen.

In den letzten zwei Kapiteln werden das Bad als persönlicher Inszenierungsort und das Delatorenwesen näher betrachtet (184–220). Stichhaltig wird zuerst der oft vorgebrachten Vorstellung einer klassenlosen Gesellschaft in den Thermenanlagen eine Absage erteilt (193): Besucher stellten, anders als bisher angenommen, ihre Badeutensilien, Haussklaven, Körperschmuck oder ihre Kaufkraft aus Prestige Gründen offen zur Schau. Gegenüber dieser Badekultur sei das Gros der Senatoren kritisch eingestellt gewesen, die einen Besuch der Thermen mieden und auch nicht als Erbauer von *balnae* in Erscheinung traten (167f., 202, 205f.). Den Thermenbau zur Steigerung ihrer Popularität in der Bevölkerung zu nutzen, wussten die Kaiser und ihre kaiserlichen Freigelassenen (166f., 205). Dagegen ist das Thema der Majestätsprozesse, man möchte fast sagen, ein alter Hut der kaiserzeitlichen Forschung, die durch die Entdeckung und Publikation des *SC de Cn. Pisone patre* in den 90igern des letzten Jahrtausends einen Auftrieb bei der Beschäftigung mit der *quaestio maiestatis* erfuhr. Hartmann verlässt hier den traditionellen Weg, wodurch ihre Einzelstudie an Originalität gewinnt. Sie konstatiert eine in der wissenschaftlichen Diskussion erfolgte Vermengung zweier Typen der Denunziation: Auf der einen Seite habe es senatorische Delatoren gegeben, die gegen Standesgenossen Klagen einreichten, um sie als Konkurrenten auszuschalten (217f., 219f.). Auf der anderen Seite hätten statusniedere Delatoren senatorische Verstöße gegen die Ehegesetze vor Gericht gebracht, weil sich die Kläger eine Prämie bei Klageerfolg erhofften (212, 214). Profiteur dieser Anklagearten sei der Kaiser gewesen, der

sich damit die Aufdeckung von Verschwörungen versprechen oder zumindest eine Einnahme für die Staatskasse verbuchen konnte (214, 219).

Im Resümee werden dann von Hartmann die Ergebnisse der Einzelstudien nochmals zusammengefasst (221–227), wobei diese in einen übergeordneten Erkenntnisrahmen eingeordnet werden: Die einzelnen sozialen Positionierungen, die gruppenspezifischen Verhaltensregeln und die Irritationen in der gesellschaftlichen Hierarchie würden zeigen, dass in der frühen Kaiserzeit das politische Systems durchlässig gewesen sei und ein gesellschaftlicher Umbruch stattgefunden habe (vgl. 227–233). Abschließend lässt sich festhalten, dass Friedländers Sittengeschichte immer noch wegen der zahlreichen Quellenbelege die erste Anlaufstelle weiterer Recherchen bleibt; doch Hartmanns sozialgeschichtlicher Zugang und ihre kulturwissenschaftlichen Interpretationen müssen fortan mitberücksichtigt werden, will man das stadtrömische Geschehen in der frühen Kaiserzeit angemessen verstehen.

Kontakt:

Jack W.G. Schropp
Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik
Universität Innsbruck
Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck
E-Mail: jackschropp@yahoo.de